



Prof. Dr. Jens S. Dangschat

## Qualitative Sozialforschung und Partizipation

**Den partizipativen Verfahren kommt eine zunehmende Bedeutung bei Entscheidungsfindungen in einer Fülle gesellschaftlicher Bereiche zu. Ausgeweitete Formen und Zahl der Arenen der Beteiligung bedeuten aber auch differenzierte und immer wieder neu herzustellende Formen der Kommunikation. Diese können vor allem dann erfolgreich gestaltet werden, wenn der Sinn der (Sprech-)Handlungen des Gegenüber wahrgenommen und vor dem eigenen Erfahrungshintergrund eingeordnet sowie das eigene kommunikative Handeln in einer Weise beeinflusst wird, um ein kooperatives Ziel anzustreben. Meist ohne es zu wissen, werden von den Akteuren und Akteurinnen in Partizipationsverfahren qualitative Methoden empirischer Sozialforschung angewandt, indem die alltagsnahe Kommunikation systematisiert und Grundlage eines strategischen Partizipations-Kalküls wird.**

### Der Unterschied zwischen quantitativen und qualitativen Verfahren empirischer Sozialforschung

Auch wenn sich die empirische Sozialforschung in den letzten Jahren immer häufiger darum bemüht hat, quantitative und qualitative Verfahren aufeinander zu beziehen und in Untersuchungsansätzen zu integrieren, so basieren beide „Methodenfamilien“ dennoch auf eher konträren wissenschaftstheoretischen Ansätzen und verfolgen unterschiedliche Zielsetzungen. Die *quantitative Sozialforschung* orientiert sich an den Prinzipien der Logik und der Rationalität und hat zum Ziel, „repräsentative“ und „objektive“ Informationen über einen Gegenstandsbereich zu erzeugen. Zur Auswertung bedient man sich der (linearen) Algebra und Statistik, welche versprechen, überindividuelle Aussagen über soziologisch relevante Sachverhalte zu liefern. Bei der Anwendung der Algebra wird die Komplexität der Individuen in soziologisch relevante Merkmalsausprägungs-Abschnitte zerlegt (beispielsweise weiblich, Alter zwischen 20 und 29 Jahren, Mittlere Reife, Wahl der SPD), die dann in statistische Beziehungen gesetzt werden, mit denen die Wahrscheinlichkeit eines gemeinsamen Auftretens zum Ausdruck gebracht werden. So lassen sich Regelmäßigkeiten des gemeinsamen Auftretens von Merkmalsausprägungen ebenso belegen (Hypothesentest) wie Prognosen von Einstellungs-Dispositionen (Habitus oder soziales Milieu) und Verhaltens-Typologien (Lebensweise oder Lebensstil) erstellen.

Der „Preis“ dieser Vorgehensweise ist jedoch die zwangsläufige Reduktion des Individuums auf die (wesentlichen?) Ausprägungen der für das Erklärungsmodell als relevant erachteten Dimensionen. In der Regel werden mit sozialwissenschaftlichen Modellen jedoch nur ca. 20 bis 30 Prozent der Varianz des gemessenen Verhaltens resp. von Einstellungen erklärt – Tendenz: sinkend, d. h., etwa drei Viertel der Unterschiede zwischen Personen(gruppen) bleiben im nicht erklärten Dunkeln. Ein weiteres Problem der quantitativen Interpretationslogik ist, dass die probabilistischen Aussagen als von Ort und Zeit unabhängig angesehen werden, d. h., es wird behauptet, dass sie über die betrachtete soziale Situation hinaus in anderen Situationen in ähnlicher Weise Gültigkeit haben. Mit dem Bild der „reflexiven Moderne“ (vgl. Beck et al. 1996) resp. aufgrund der verstärkten Tendenz zur „Entbettung“ und „Individualisierung“ (vgl. Beck 1995) hat sich innerhalb der Sozialwissenschaften jedoch immer stärker der Eindruck der „Individualität“, d. h. einer sowohl historischen wie auch territorialen Bindungen sozialer Figurationen durchgesetzt, welche der Annahme eine Raum- und Zeitunabhängigkeit widerspricht.

*Qualitative Methoden* haben hingegen eine andere Zielsetzung: Mit ihnen soll die Komplexität gesellschaftlicher Vielfalt sowie der Sinn von sozialen Handlungen erkannt werden, der in jeder sozialen Austauschrelation verborgen ist („interpretatives Programm“). Dieser Ansatz ist also an die konkrete soziale Situation gebunden, damit an Ort und Zeit, und es sollen weder „repräsentative“ Aussagen, noch Hypothesen resp. Prognosen erstellt werden. Statt eines „künstlichen“ Fragebogens, der das dominante Erhebungsinstrument der quantitativen Sozialforschung ist, werden alltagsnahe Techniken der Gesprächsführung eingesetzt.

Da sich Menschen nicht an „objektiven Tatsachen“, sondern an ihrer Sicht auf die Phänomene (Wahrnehmung und Bewertung) orientieren (*Konstruktion ersten Grades*), sind diese – im Gegensatz zu den quantitativen Sozialforscher – für die qualitativ vorgehenden Wissenschaftler ebenfalls nicht relevant, sondern es geht darum, die jeweiligen Deutungen von objektiven Tatbeständen im Alltag der Menschen zu ermitteln (*Konstruktion zweiten Grades*). Aus dieser Abhängigkeit formuliert Schütz (1981: 68) als „... erste Aufgabe der Methodologie der Sozialwissenschaften, die allgemeinen Prinzipien zu erforschen, nach denen der Mensch im Alltag seine Erfahrungen und insbesondere die der Sozialwelt ordnet.“

Dabei ist das Spektrum zwischen Intention und Auswertungspotenzial von leitfadengestütztem Experteninterview einerseits und narrativem Tiefen-Interview beträchtlich. Während bei der



quantitativen Sozialforschung die statistikbasierten Auswertungsschemata hochgradig standardisiert sind, besteht in der „Familie“ der qualitativen Verfahren eine erhebliche Bandbreite an Interpretations- und Vermittlungspotenzialen.

Daraus resultieren jedoch Probleme, die auf der „Einmaligkeit“ der Forschungssituation beruhen. Da den Forschenden deutlich größere Spielräume sowohl in der Erhebungs-, als auch in der Auswertungsphase gegeben werden, hat die/der Forschende im Rahmen des „interpretativen Programms“ einen deutlich größeren Einfluss auf die Ergebnisse. Das führt zu einer defensiven Haltung gegenüber den Vertretern der quantitativen Sozialforschung, welche die „Deutungsverfahren“ als subjektiv und damit „unwissenschaftlich“ ablehnen. Seitens der qualitativen Sozialforschung wird diesen Vorbehalten in zweierlei Hinsicht begegnet: Erstens durch das Explizieren der Wertungen gegenüber der zu deutenden Welt und zweitens mittels einer differenzierten und reflexiven Auswertung der Materialien nach dem „Prinzip maximalen strukturellen Variation der Perspektiven“ (Regel 3, vgl. Kleining 1995).

Die Vorteile der größeren Spielräume zeigen sich jedoch sowohl bei den Erhebungsverfahren als auch bei den Auswertungsmöglichkeiten. Wer als Interviewer schon einmal die „Enge“ der anzukreuzenden Kästchen und die begrenzten Möglichkeiten, sich in „offenen Fragen“ zu äußern, wahrgenommen hat, weiß wie schmal sich die Breite der Realität machen muss, um in den statistischen Auswertungsverfahren berücksichtigt zu werden. Gespräche hingegen, auf die ablauflogisch und sinn-inhaltlich reagiert werden kann, erzeugen Dokumente von erheblich größerer Tiefe und Breite der abgebildeten Realität. Während die Erhebungsverfahren zwischen den unterschiedlichen wissenschaftstheoretischen Ansätzen nur geringfügig variieren, unterscheiden sich die Zielsetzungen und Abstraktionsebenen jedoch erheblich (s. Exkurs: Die zentralen Ansätze der qualitativen Sozialforschung).

Um die Stärken der einzelnen Zugänge im Rahmen des interpretativen Programms zu nutzen (und auch Ergebnisse der quantitativen Sozialforschung einbinden zu können), bedient man sich der Methode der Triangulation, d. h. des Aufeinanderbeziehens unterschiedlicher Deutungen unterschiedlicher Texte, sozialer Kontexte und interpretativer Blickwinkel (vgl. Flick 1995).

## Warum der Zugang zur Partizipation mit Hilfe von qualitativen Verfahren?

Ein wichtiger grundlegender theoretischer Hintergrund für viele der umfangreichen partizipativen Verfahren bildet die umfangreiche *Theorie kommunikativen Handelns* von Jürgen Habermas (1991). Diese basiert auf einer umfangreichen Analyse der soziologischen Klassiker, innerhalb derer die Rezeption des Ansatzes von Mead eine besondere Rolle spielt. Habermas sieht die Alltagswelt von der rationalen Welt der Unternehmen und vom Bürokratismus bedroht. Ihm schwebt vor, soziale Situationen zu schaffen, in denen ein „herrschaftsfreier Diskurs“ entste-

### Exkurs: Die zentralen Ansätze der qualitativen Sozialforschung („interpretatives Programm“)

In der „Chicagoer Schule“ (Stadtsoziologie, Humanökologie, Architektur, Philosophie, Symbolischer Interaktionismus) wurde zwischen 1915 und 1935 ein breiter, interdisziplinärer Ansatz zur Analyse moderner Gesellschaften entwickelt. Einer der zentralen Wissenschaftler war der Philosoph und Sozialpsychologe George Herbert Mead, der an der Analyse der individuellen Sinngebung sozialer Bezüge interessiert war. Durch Perspektivenwechsel sind demnach Menschen in der Lage zu lernen, wie sie in der Gesellschaft mit ihren Handlungen (an)gesehen werden und richten nach diesen Erfahrungswerten innerhalb gesellschaftlicher Situationen ihre eigenen Handlungen aus. Das bedeutet, dass nicht die Summe aller individuellen Handlungen die Gesellschaft ausmacht, sondern dass sich Handeln immer aus dem jeweiligen sozialen Kontext heraus erklärt. Handeln entsteht aufgrund von Bedeutungen, die Menschen ihrer Umwelt zuweisen. Die Bedeutungen entstehen und verändern sich in sozialen Interaktionen, werden also mit anderen Menschen „ausgehandelt“.

Herbert Blumer, Meads populärster Schüler, entwickelte erst Ende der 1960er Jahre die Grundlagen für den Symbolischen Interaktionismus (Blumer 1973). Danach handeln Menschen gegenüber anderen Menschen, Dingen und komplexen sozialen Situationen aufgrund der *Bedeutungen*, die sie diesen geben. Das Handeln wird dabei dadurch bestimmt, dass Menschen untereinander oder gegenüber Dingen agieren (*Interaktion*) und es richtet sich danach aus, wie die an der Interaktion Beteiligten die Situation wahrnehmen und bewerten (*interaktiver Prozess*). Wichtig sind also

- ❑ die Prozesse der sozialen Interaktion (Situation),
- ❑ die Perspektive(n) des/der Subjekts/e (subjektiver Kontext),
- ❑ der soziale Hintergrund (struktureller Kontext),
- ❑ die soziale Situation (situativer Kontext).

Da nicht jede soziale Situation „neu“ ist, moderne Gesellschaften vielmehr stark durch routinisierte Handlungen geprägt sind, konzentrierte sich Harold Garfinkel im Rahmen seines *ethnomethodologischen Ansatzes* auf das zugrunde liegende Muster von Handlungen (dokumentarische Interpretation). Die *phänomenologische Philosophie* (Edmund Husserl, Alfred Schütz) ist hingegen insbesondere an der Lebenswelt interessiert, in der die gesellschaftlichen Interaktionen ablaufen. Danach macht jeder Mensch seine Erfahrungen immer im Kontext mit anderen Menschen. Dieses wird von der *Objektiven Hermeneutik* resp. dem *Strukturalismus* aufgenommen, indem vor allem nach den orts- und zeitgebundenen kulturellen Sinnsystemen gefragt wird, welche die Herstellung und Wahrnehmung subjektiver und sozialer Wirklichkeit rahmen. Die impliziten und expliziten Regeln des Handelns sind daher von besonderer Bedeutung (zu einer umfangreicheren Übersicht über die Ansätze der verstehenden Soziologie/des interpretativen Programms vgl. Richter 1997, Treibel 2004).



Theoretischer Hintergrund	Gegenstand	Grundannahmen	Ziel
<b>Symbolischer Interaktionismus</b> <b>Interpretativer Interaktionismus</b> <i>Sicht des Subjekts</i>	subjektive Bedeutungen und individuelle Sinnzuschreibungen	1. Menschen handeln gegenüber Dingen aufgrund deren Bedeutung 2. Bedeutungen leiten sich aus der Interaktion mit Menschen ab 3. Bedeutungen werden innerhalb eines interaktiven Prozesses gehandhabt und abgeändert	Sicht des Subjekts Beschreibung vorhandener Milieus
<b>Ethnomethodologie</b> <b>Studies of Work</b> <i>Herstellung sozialer Wirklichkeiten</i>	Routinen des Alltags und ihre Herstellung (Routinen und Kontext)	1. Interaktionen sind strukturell organisiert 2. Interaktionen sind vom Kontext geformt und schreiben diesen fort 3. die Grundlagen liegen in Details, die keiner a priori-Ordnung unterliegen	Ermitteln der Herstellung des Kontextes von Handlungen und damit der Herstellung sozialer Ordnung
<b>Strukturalismus / (obj.) Hermeneutik</b> <b>Post-Strukturalism.</b> <i>kulturelle Rahmung sozialer Wirklichkeiten</i>	Rahmung sozialer Interaktionen durch kulturelle Sinn-systeme	1. Unterscheidung in Oberfläche des Erlebens und Handelns und den Tiefenstrukturen des Handelns 2. Die Oberfläche wird durch Intentionen und dem mit dem Handeln verbundenen subjektiven Sinn verbunden 3. Tiefenstrukturen (kulturelle Modelle, latente Sinnstrukturen) sind handlungsgenerierend	Ermitteln der handlungs- und bedeutungsgenerierenden Tiefenstrukturen
<b>Heuristik</b> <i>Lehre von den (methodischen) Such- und Findestrategien</i>	Entdeckung von verbindenden Gemeinsamkeiten, (Struktur) sozialer Gegebenheiten, Entdeckungs-Prozess sozialer Beziehungen.	1. Gegenstand der Untersuchung und Verständnis des Forschenden über ihn sind erst nach Abschluss der Untersuchung vollständig bekannt 2. Der Untersuchungsgegenstand muss von allen Seiten betrachtet werden („maximale strukturelle Variation“) 3. Alle vorhandenen Daten müssen in der entdeckten Struktur ihren Platz haben und als Teile des Gesamtbildes verstehbar sein (100%-Regel)	Systematisches Entdecken von Relationen und Strukturen, Entwickeln einer Entdeckungsmethodik für soziale Zusammenhänge ausgehend von Alltagstechniken.

Abb. 1: Zentrale wissenschaftstheoretische Ansätze des interpretativen Programms

hen kann, was wiederum bedeutet, dass sich bei Meinungsbildungs- und Entscheidungsprozessen das bessere Argument durchsetzt und sich nicht die bestehenden Machtstrukturen widerspiegeln.

Um herauszufinden, was Menschen wollen, welche Ziele sie haben, wie sie ihren Alltag gern gestalten würden, sollten alltagsnahe, d. h. dem interpretativen Programm entnommene Methoden angewandt werden. Will man Menschen an Ideenfindungs- und Entscheidungsprozessen beteiligen, muss man im ersten Schritt verstehen, wer diese Menschen sind. Dabei gehen Sozialwissenschaftler zunehmend davon aus, dass überindividuelle Gruppierungen heute weniger von Strukturmerkmalen wie Alter, Geschlecht, Bildungsgrad, Familienstand, soziale Lage abhängt, sondern eher von Einstellungsmerkmalen wie Werten oder Habitusformen, welches in sozialen Milieus dargestellt wird. Soziale Milieus sind Bündel ähnlicher Sinnkonstruktionen dem Leben insgesamt gegenüber resp. von Handlungen in spezifischen sozialen Situationen.<sup>1</sup>

## Aktivieren

Menschen in ihren Zielvorstellungen zu verstehen ist die Voraussetzung dafür, sie so anzusprechen, dass sie sich für den vorgesehenen Partizipationsprozess interessieren. Hinte (2001) verweist auf eine Reihe von Beispielen, wie man Menschen durch direkte Ansprache, Provokationen und Gespräche „aktivieren“ kann, sich an Partizipationsverfahren zu beteiligen. In den Re-

flexionen derjenigen, die solche Verfahren durchführen und unter den Wissenschaftlern gibt es einen hohen Konsens darüber, wer für solche Verfahren schwierig zu interessieren oder einzubinden ist: Kinder und Jugendliche, ältere Menschen, Menschen mit Zuwanderungshintergrund und niedriger Bildung, mit wenig Erfahrungen, in großen Gruppen zu sprechen, mit eher geringem Selbstvertrauen.<sup>2</sup> Selten wird darüber reflektiert, warum dennoch wenigstens einige der ansonsten unterrepräsentierten Gruppen sich bei Partizipationsverfahren engagieren (und warum auch bei den überrepräsentierten dennoch viele fehlen). Meines Wissens ist noch in keiner Studie versucht worden, den Kreis der Teilnehmenden nicht über Struktur-, sondern über Einstellungsmerkmale (also soziale Milieus) zu erfassen.

Bei der Enttäuschung, von bestimmten sozialen Gruppen zu wenige aktiviert zu haben, wird häufig übersehen, dass es individuell, aber auch kollektiv „gute Gründe“ geben kann, sich an Partizipationsprozessen nicht zu beteiligen, obwohl die eigenen Interessen berührt sind. Zeit- und Geldmangel sind bekannte Gründe, ebenso wie eingeschränkte Sprachkompetenz in der dominanten Sprache des Aufnahmelandes. Seltener wird darü-

<sup>1</sup> Diesen Überlegungen folgt für Wohnungsmarktanalysen resp. für Standortanalysen innerhalb von Städten mittlerweile auch der vhw mit seinem Projekt „Nachfrageorientierte Wohnungspolitik“ (vgl. Hallenberg 2003, Sinus Sociovision 2003, Perry & Appel 2004, Spellerberg 2004).

<sup>2</sup> In diesem Zusammenhang wird häufig auch erwähnt, dass Frauen unterrepräsentiert seien; dieses halte ich nicht für zutreffend, wohl aber, dass es entlang des Themenspektrums möglicher Partizipationsverfahren eine hohe Selektivität der Teilnehmenden nach Geschlecht gibt.



ber reflektiert, ob es der Kultur der „Vermissten“ und ihrem Wertemuster entspricht, sich zur Problemlösung um einen großen Tisch zu setzen, in Kleingruppen zum Diskutieren animiert zu werden und Kärtchen leserlich mit Filzschreibern zu beschreiben. Das gilt beileibe nicht nur für Gruppen mit Zuwanderungshintergrund, sondern eine Milieu-Analyse sollte schon erhebliche Unterschiede auch der autochthonen Gesellschaft zu Tage fördern.

Außerdem ist auch eine Skepsis verständlich, ob es am Ergebnis von politisch-administrativer Entscheidung was ändere, wenn man sich in Partizipationsverfahren engagiert. Häufig wird ein Einfluss auf das Ergebnis von vornherein abgelehnt oder – viel schlimmer – das politisch-administrative System trifft parallel zu den Verfahren einsame Entscheidungen in den Amtsstuben.

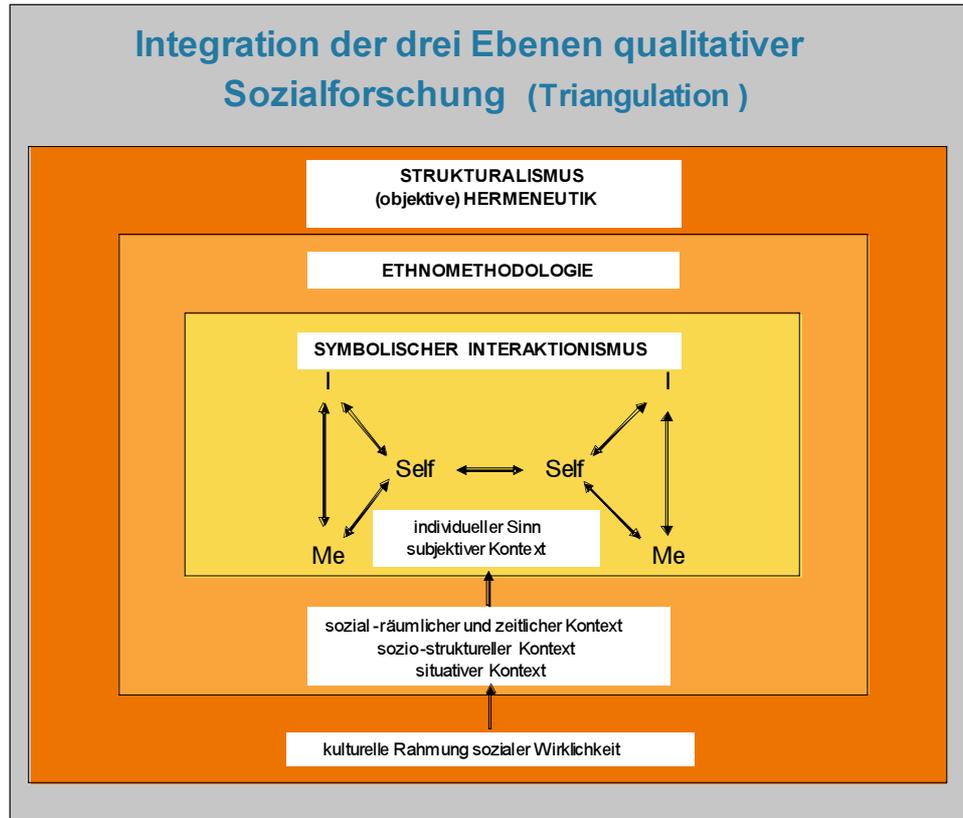


Abb. 2: Triangulationsmodell von Ansätzen des interpretativen Programms

## Partizipation als alltagsorientierter Kommunikationsprozess

Partizipation basiert auf einem Kommunikationsprozess, der in der Regel der Suche nach einem Konsens verpflichtet ist. Einen Konsens kann man jedoch nur dann erreichen, wenn alle Beteiligten einerseits ihre Interessen formulieren und vertreten, andererseits aber auch in der Lage sind, sich in die Position der anderen hineinzusetzen (*role taking*). Das bedeutet, dass eine gemeinsame Sinnkonstruktion (als Grundlage eines zu erreichenden Konsenses) im Zuge des Kommunikationsprozesses angestrebt werden muss (vgl. Selle 1997). Damit unterscheidet sich ein Konsens von solchen Verhandlungen, bei denen um den „Sieg“ gerungen wird. Ein „Alles-oder-Nichts“-Spieler benötigt keine Übernahme der Sichtweise des Gegners – es sei denn, um seine Angriffs-Strategie zu verbessern; seine Strategie ist auf „Wenn-dann-Sätze“ resp. „Je-desto-Sätze“ aufgebaut und rechnet mit Wahrscheinlichkeiten, Belohnungen und Bestrafungen (also im Rahmen eines klassischen Rationalitäts-Ansatzes).

## Place Matters – die zunehmende Verräumlichung unterschiedlicher sozialer Lagen, von Wertvorstellungen und Verhaltensweisen

Die zunehmende Konzentration spezifischer sozialer Gruppen an bestimmten Orten einer Agglomeration ist ein keineswegs neuer, sich aber mittlerweile zuspitzender Prozess sozial-räum-

licher Organisation in Stadtregionen. Die klassische Stadtsoziologie und Humangeographie analysiert hierbei insbesondere die ungleiche Verteilung der Wohnstandorte unterschiedlicher soziodemographischer und sozioökonomischer Gruppen (residielle Segregation nach Nationalität, Alter, Haushaltstyp, Bildung, Einkommen, vgl. Dangschat 2000), weil erstens die Konzentration der Wohnstandorte bestimmter, nach soziostrukturellen Merkmalen gebildeter Gruppen, oftmals als „gefährlich“ gilt. Der zweite Grund ist eher pragmatisch, denn nur zu jenen Merkmalen liegen in der amtlichen Statistik flächendeckende Daten vor, was die Voraussetzung zur Berechnung von Konzentrations- und Segregationswerten resp. Grundlage zu GIS-basierten Karten ist.

Auch hier kommt die aktuelle Stadt- und Regionalforschung eher zu dem Ergebnis, dass die Konzentration sozialer Gruppen nach Strukturmerkmalen (wie beispielsweise der Ausländeranteil) immer weniger die Wahrscheinlichkeit bestimmt, wie sich unterschiedliche Menschen dort verhalten (beispielsweise wie belastend die Integrationsprozesse verlaufen – vgl. Dangschat 2004). Es kommt eher auf intervenierende Variablen an, welche die lokale Kultur der Inter-Gruppen-Beziehungen erfassen, d. h. die Ergebnisse von gemeinsam geteilten und als (des)integrativ empfundenen Sinnkonzentrationen vor Ort (nicht, kaum) dazu zu gehören.

Die Konflikte werden weniger auf der Ebene der Systemintegration ausgetragen (allenfalls werden hieraus Legitimationen für Ungleichbehandlungen abgeleitet), sondern als Rangord-



nungs- und Regel-Konflikte im Zuge der Sozialintegration in Form von (nicht) gewährter Anerkennung der jeweiligen normativen Hintergründe (vgl. Anhut & Heitmeyer 2000: 63-69).

## Sozialraumanalyse = Lebenswelten verstehen und strategisch nutzen

Wenn Planungen in einem Gebiet vorgenommen werden sollen, sollten Auftraggeber und Durchführende des Partizipationsverfahrens deshalb die jeweilige sozial-räumliche Situation sehr gut kennen. Erste Zugänge, welche wie beim „Soziale Stadt“-Programm mit Hilfe von Werten des Ausländer-Anteils, des Anteils an Arbeitslosigkeit, Sozialhilfe und niedrigen Bildungsabschlüssen sowie an Substandard-Wohnungen soziale und städtebauliche Problematik signalisieren, mögen Hinweise auf die Situation vor Ort liefern, damit lassen sich jedoch nicht Kategorien der Partizipation oder Integration beschreiben. Bei der Aktivierungsstrategie sowie bei der Gestaltung der Partizipation selbst sollte sich der Vielfalt der Sozialraumanalyse bedient werden (vgl. Riege & Schubert 2002: 43-57). Bezug nehmend auf die Lebenswelt-Analyse von Schütz wird die territorial geteilte Lebenswelt in ihren Facetten der sozialen Schließungen und der Netzwerkbildung analysiert, um die „innere Struktur“ zu erfassen und Ideen zu entwickeln, welche zusätzlichen Verbindungen hergestellt werden sollten, um einen für die räumlich gebundenen Lebenswelten tragfähigen Kompromiss zu finden und um schließlich auch durch eine engere Vernetzung das „empowerment“ zu unterstützen.

Prof. Dr. phil. Jens S. Dangschat

Professor für Siedlungssoziologie und Demographie an der Technischen Universität Wien, Fachbereich Raumentwicklung, Infrastruktur- und Umweltplanung, Leiter des Fachbereichs Soziologie und des Arbeitsbereich Urbanistik

### Literatur

Anhut, R. & Heitmeyer, W. (Hrsg.) (2000): Desintegration, Konflikt und Ethnisierung. Eine Problemanalyse und theoretische Rahmenkonzeption. In: Heitmeyer, W.; Anhut, R. (Hrsg.): Bedrohte Stadtgesellschaft. Soziale Desintegrationsprozesse und ethnisch-kulturelle Konfliktkonstellationen. Weinheim & München, S. 17-75.

Beck, U. (1995): Die „Individualisierungsdebatte“. In: Schäfers, B. (Hrsg.): Soziologie in Deutschland. Entwicklung, Institutionalisierung und Berufsfelder, theoretische Kontroversen. Opladen, S. 185-189.

Beck, U.; Giddens, A.; Lash, S. (Hrsg.) (1996): Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse. Frankfurt am Main.

Blumer, H. [1969] (1973): Der methodologische Standort des Symbolischen Interaktionismus. In: Matthes, J. et al. (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Band 1: Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie. Reinbek, S. 80-146.

Dangschat, J. S. (1996): Raum als Dimension sozialer Ungleichheit und Ort als Bühne der Lebensstilisierung? – Zum Raumbezug sozialer Ungleichheit und von Lebensstilen. In: Schwenk, O.G. (Hrsg.): Lebensstil zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft. Opladen, S. 99-135.

Dangschat, J. S. (2000): Segregation. In: Häußermann, H. (Hrsg.): Großstadt – Soziologische Stichworte. Opladen, S. 209-221, 2. Aufl.

Dangschat, J. S. (2004): Segregation - ein Indikator für Desintegration? Journal für Konflikt- und Gewaltforschung, Vol. 6, No. 2, S. 6-31.

Dangschat, J. S. (2006): Soziale Milieus und Lebensstile in Raum und Zeit. In: Dangschat, J. S. & Hamedinger, A. (Hrsg.): Lebensstile, Soziale Milieus und Siedlungsstrukturen. Hannover, Im Druck.

Deinet, U. (2002): Der qualitative Blick auf Sozialräume als Lebenswelten. In: Deinet, U. & Krisch, R. (Hrsg.): Der sozialräumliche Blick der Jugendarbeit. Opladen, S. 31-44.

Flick, U. (1998): Handbuch der qualitativen Sozialforschung. Weinheim.

Flick, U.; Kardorff, E. von; Keupp, H.; Rosenstiel, L. von & Wolff, S. (Hrsg.) (1995): Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. Weinheim, 2. Aufl.

Hallenberg, B. (2003): Die Trendforschung im vhw-Projekt „Nachfrageorientierte Wohnungspolitik“. vhw Forum Wohneigentum, 4/2003, S. 210-214.

Hinte, W. 2001: Bewohner ermutigen, aktivieren, organisieren – Methoden und Strukturen für ein effektives Stadtteilmanagement. In: Alisch, M. (Hrsg.) (1998): Stadtteilmanagement. Voraussetzungen und Chancen für die soziale Stadt. Opladen, S. 153-170.

Kleining, G. (1995): Lehrbuch Entdeckende Sozialforschung. Weinheim. Mayring, P. [1983](1997): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim, 6. durchgesehene Aufl.

Mead, G.H. (1973): Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviourismus. Frankfurt am Main.

Perry, T.; Appel, C. (2004): Trendmonitoring im Wohnungsmarkt. vhw Forum Wohneigentum, 1/2004, S. 3-10.

Richter, R. (1997): Soziologische Paradigmen. Eine Einführung in klassische und moderne Konzepte von Gesellschaft. Wien.

Riege, M.; Schubert, H. (2002): Zur Analyse sozialer Räume. Ein interdisziplinärer Integrationsversuch. In: Riege, M.; Schubert, H.: Sozialraumanalyse. Grundlagen – Methoden – Praxis. Opladen, S. 7-58.

Schütz, A. (1981): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Frankfurt am Main.

Selle, K. (1997): Kooperation im intermediären Bereich – Planung zwischen Commodifizierung und zivilgesellschaftlicher Transformation. In: Schmals, K.; Heinelt, H. (Hrsg.): Zivile Gesellschaft – Entwicklung – Defizite – Potentiale, Opladen, S. 29-58.

Sinus Sociovision (2003): 3SC Trendforschung Deutschland 2003. Heidelberg.

Spellerberg, A. (2004): Bevorzugte Quartiere von Lebensstilgruppen. vhw Forum Wohneigentum, 1/2004, S. 11-15.

Treibel, A. (2001): Das interpretative Programm - Symbolischer Interaktionismus und Phänomenologie. In: Dies.: Einführung in soziologische Theorien der Gegenwart. Opladen.